

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 3

Artikel: Der Schächentaler und sein Kind : dritter Preis des vierten Kurzgeschichten-Wettbewerbes SFD
Autor: Scheuber, Josef Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHÄCHENTALER UND SEIN KIND

Dritter Preis

des vierten Kurzgeschichten-Wettbewerbes SFD

Die kleine Geschichte — oder ist es ein Märchen, an die man heutzutage nicht mehr glaubt? — nun, die kleine Geschichte liegt ein paar Jahre zurück, aber inwendig ist sie noch so warm wie der alte Specksteinofen des verwetterten Schächentaler Bergbauernhauses im Jänner, wenn Bise und Föhn miteinander Schneewächten um die einsamen Hütten auftürmen.

Dort hauste Melk Zwyszig mit seiner Familie im «Sonnenhalb», zwei Stunden weitab vom Dorf. Drei Kinder dienten schon unten im Tal, vier stapften täglich dorfwärts zur Schule, zwei spielten mit hölzernen Kühen auf der Steinplatte vor dem Haus; drüben im «Gädemli» besorgte Vater Zwyszig seine vier Kühe und ein paar Geissen. Es war ein kleines wortkarges Bergbauernglück. Und als Mutter Zwyszig mitten in der Fasnacht ein Zwillingspärchen zur Welt brachte, wurde die Stube zwar eng, das «Sonnenhalb» jedoch verlor seinen Glanz keineswegs, Toneli wurde der Bub getauft und Agnes das Mädchen.

Erst ein Jahr später, als wieder ein Kind in der Wiege lag, entdeckte die Hebamme in Tonelis hübschem Gesicht ein Wuchergewächs, das ihr gar nicht gefallen wollte. Man müsste den Bub zum Doktor bringen, meinte sie; und damit zog der Kummer ins Zwyszighaus ein.

Vater Melk höckelte den Toneli auf eine kissen-gepolsterte Traggabel, band ihn mit einer Küchenschürze fest und trug ihn hinunter zum Arzt in die Residenz. Der probierte mit Dämpfen, Salben und Wickeln und hoffte, das Uebel würde sich innert Jahresfrist von selber verwachsen.

Trotz aller Rezepte und sorgsamer Pflege nahm die Wucherung zu und nach einem Jahr sass sie wie eine blaue Pflaume in Tonelis Antlitz. Arzt und Fürsorge erkannten, dass da nur ein Spezialist

im Zürcher Kinderspital helfen könnte. Tagelang kämpfte Melk Zwyszig mit sich, seiner Frau und dem Doktor, ehe er sich entschloss, den Toneli nach Zürich zu bringen. Die Fürsorgerin bot sich an, die Fahrt mit dem Kinde zu machen; Melk aber beharrte darauf, selber mitzukommen: «I will dä Ma z'ersch gschäuwe, ebb em my Bueb ibergibbe!» Als Begleitschaft war ihm die Fürsorgerin freilich willkommen: «Süs chennt i de raati das Hüss da i derr Ziiristadt üsse nit gfinde!»

Und so fand sich Melk Zwyszig denn eines Tages bei der Schnellzugstation der Gotthardbahn ein. Er trug schwergenagelte Schuhe, sein gesticktes blaues Sonntagshirthemd, ein rundes Tätschhüetli und ein zerkautes Zweiglein im Mund. So hatte er den zweijährigen Toneli wiederum in dreistündigem Marsch auf der Traggabel von seinem Berg-Eigen ins Tal gebracht. «Sä müess es dank sy!» sagte er und kletterte mit seiner Last in den Zug.

Während der Fahrt redete Melk schier ununterbrochen auf das schläfrige Bublein ein, berichtete ihm von der grossen Stadt, als hätte er dort vor dreissig Jahren die Rekrutenschule gemacht, und tröstete es mit Worten, die er wohl mehr zu sich selber als zum Bublein sprach: «Muesch nit briegge, Tooneli, nänei! Weisch, si machet dr nyt; ich blybbe scho bie dr!» Dabei kugelten ihm selber die hellen Tränen über den zerzausten Bart, in dem sich noch ein paar Heuhalm verfangen hatten. Nicht eine Minute hätte er seinen Toneli der hilfsbereiten Fürsorgerin übergeben.

Im Zürcher Tram war das seltsame Paar mit dem Kleinen Zielpunkt vieler fragender Blicke. Und merkwürdig: niemand lächelte ob dem bärtigen Mann, der da mit hilfloser Liebe sein Kind im Arm hielt.

Im Büro des Kinderspitals blieb er bolzgrad wie ein Tell mit seinem Toneli stehen, bis der Doktor eintrat. «Ich wär etz ääbe der Melk, der Zwyszig Melk üssem Schäächetal!» Behutsam nahm ihm der Arzt die kleine grosse Last ab. Nach gründlicher Untersuchung meldete er dem Bauern, Toneli müsse für die erste Behandlung drei Tage im Kinderspital verbleiben, dann könnte er ihn wieder holen.

«Dry Täg? Das haltet der Tooneli nit üss!» würgte Melk Zwyszig hervor und schnupfte in sein gehäusertes Tuch.

Es dauerte lange, bis sich der Vater von seinem Kind trennen konnte. In einem blitzblanken Zimmer des dritten Stockwerkes hatte man den Klei-

nen ins Bettchen gelegt. Vor dem Haus wandte sich der Bergler noch einmal um, winkte zum offenen Fenster hinauf, aus dem die weissgekleideten Schwestern dem Urner nachblickten und rief aus verzweifelmtem Herzen: «Het er si erggä? — Gähnt em de Milch, alltag gnueg Milch!»

Dann trappte Zwyszig mit seinen schweren Schuhen, den Hut in der Linken, das Nastuch in der Rechten, über den Vorplatz auf die fremde Strasse hinaus.

Jeden Tag erkundigte er sich bei der Fürsorgerin nach seinem Toneli in Zürich. Als diese sich anbot, das Kind am dritten Tag heimzuholen, bäumte der Bergler sich auf: «Jännei! Mimmer cho derfetr, aber hoole, das tüeni de der Tooneli scho sälber!»

Es dauerte lange, bis der Schächentaler sich die genaue Abfahrtszeit des Zuges eingepägt hatte. Endlich war der Zeiger seines Gedächtnisses gerichtet. «De lammers etz eso la bstellt sy!» sagte er zum drittenmal und trappte heimwärts.

Anderntags stand die Fürsorgerin zur abgemachten Zeit am Bahnhof. Weitum war kein Melk Zwyszig zu sehen. Zum Glück hatte der Schnellzug Verspätung: zehn Minuten, fünfzehn Minuten, zwanzig Minuten. Endlich rollte er an. In diesem Augenblick kam auch der Bergler über die Schienen gestolpert, erhitzt und verschwitzt bis in den wild fliegenden Bart hinein. «I ha halt nu miessä

hirten und mälche, wissidr, Fräuli!» Damit erwischte der Aelpler just noch das Trittbrett des Wagens.

«Und wenn ich jetzt allein weggefahren wäre?» fragte die Fürsorgerin.

«De hättis dänk hie üffem Platz meegeen arbeite, bis ier mitem cho wäret. I wärr de gewiss und bi-meid nit ab Tätsch!»

Trapp, trapp, trapp polterte der Urner über die Stiegen des Kinderspitals, hob den Kleinen aus seinem Bettchen, drückte das verbundene Gesichtchen in seinen Bart und sagte nur immerzu: «Tooneli, Tooneli, lueg, der Vater isch da!» Dann drückte er dem Arzt und der Schwester wortlos die Hände, nahm sein Kind und stürmte hinaus in den Gang. Erst als die Schwester dem glücklichen Vater bedeutete, man sollte den Buben doch noch reisefertig verpacken, fand Melk Zwyszig das Wort: «Moll, ier hend rächt! Und de scheenä, schuldige Dank ... vergältsgott, Herr Doktor!»

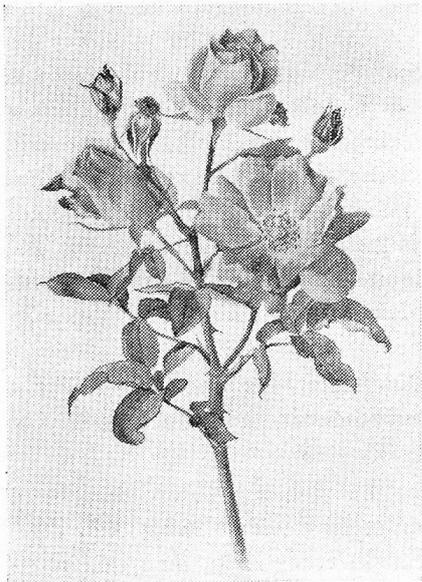
In seiner Freude blieb der Bergler mit seinem wiedergeschenkten Kind immer wieder auf verkehrsreichen Plätzen und vor grossen Schaufenstern stehen. Er merkte es nicht einmal, wie sonderbar er sich mit seinem blauen Hirthemd und Zausbart vor einem Damenkonfektionsfenster ausnahm. Als die Fürsorgerin auf ein tiefgeschnittenes, hellrotes Abendkleid in der Auslage hinwies, lachte Melk eine Scholle heraus und meinte: «Düa, das wärr jetz äs Guggüüssli fir my Vrenä derrheime! Dü ewige Sapperemänt!»

Während zwei Jahren musste Melk Zwyszig alle zehn Wochen einmal mit seinem Toneli nach Zürich zur Nachkontrolle fahren. Es setzte für die Fürsorgerin noch manche komplizierte Fahrplan-Unterrichtsstunde ab, bis der Bergler die Fahrt in die grosse Stadt allein wagte.

Als er zum letzten Mal hinfuhr, trug er auf dem rechten Arm seinen Toneli, an der linken Hand einen riesengrossen Deckelkorb. Den stellte er vor dem Arzt und seinen Schwestern mit Aelplernachdruck auf den Bürotisch und sagte: «Das syg de vo der Vrenä derheime ... Und, lueget äu, Herr Doktor, was isserä Tooneli firne hibsche Biebl worden isch!»

Der Deckelkorb enthielt einen Ankenstock, ein paar Kilo Heidelbeeren und war mit brennend-roten Alpenrosen garniert.

Das ist das Märchen vom Schächentaler und seinem Kind. Und es ist so wahr, wie die Liebe trotz Maschinen, Motoren, Düsenflugzeug und Grosstadt immer noch wahr ist.



**Schenkt Freude
durch
Pro-Juventute-
Marken und
-Karten!**